Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 5 (1937-1938)
Heft: 2

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

Jomini

General Jomini. Sein Leben und sein Werk. Von Oberst M. Paur, Zürich CXXIX. Neujahrsblatt der Feuerwerker-Gesellschaft (Artillerie-Kollegium) in Zürich auf das Jahr 1937. Zürich, Kommissionsverlag Beer & Co.

Irgendwo hat man den Namen schon gehört. Vielleicht, im Vorbeigehen, sah man in Payerne ein schlichtes Denkmal. Aber es blieb ein unbestimmtes Erinnern: ein General schweizerischer Herkunft, der unter Napoleon gedient, ein fruchtbarer militärischer Schriftsteller, dessen Gedanken anscheinend die Meinungsäusserung der täglichen strategischen Diskussion überdauerten. Weiter lockte einen nichts. Dann bringt irgend ein freundlicher Zufall die genauere Bekanntschaft; und man ist gefesselt, verweilt gerne und freut sich eines seltsamen Fundes. Die fachwissenschaftliche Ausbeute lässt man fürs erste auf sich beruhen; sie fällt neben der so sehr gespannten persönlichen Anteilnahme nicht ins Gewicht.

Hier ist ein Schicksal von sonderbar phantastischem Zuschnitt, ein Lebensgang, der von einem Scott oder Cooper, am Ende auch von einem Willibald Alexis erdichtet sein könnte, kein durchaus heroisches, aber ein höchst romantisches und romanhaftes Geschick. Eine Tragödie dürfte schwerlich daraus zu gestalten sein, wohl aber eine Erzählung in den brennendsten Farben und von inbrünstiger Belebtheit. Denn die innere Bewegung hält mit der Buntheit des äusseren Geschehens Schritt: ein Charakter mit gefährlichen Tiefen und erstaunlichen Untiefen, so unmittelbar wie unausgeglichen in der ausschliesslichen Betonung des Ich.

Wir werden, vermute ich, in der nächsten Zeit noch oft von diesem Jomini hören, und zwar vielleicht mehr unter literarischen und ästhetischen Auspizien als aus militärischem Gesichtspunkt. Denn seine wissenschaftliche Geltung kann bestritten und kann abgestuft werden; der Anreiz zu künstlerischer Gestaltung, der von seiner Erscheinung ausgeht, ist ein Fühlbares.

Ein besonderer Umstand mag bei diesem Eindruck wesentlich im Spiele sein: Jomini hat das nicht eben alltägliche Glück, dass nur wenige und nur berufene Biographen bisher die Darstellung seines Lebens unternahmen. Sein Schweizer Freund Lecomte hat aus verwandtem Geiste mit der schlichten Eindringlichkeit des Soldaten über ihn geschrieben. Sainte-Beuve widmete ihm eine Studie, in der subtile Geistigkeit und kriegerische Spannkraft sich zur bedeutendsten Wirkung vereinen. Dann zeichnete sein Nachkomme de Courville mit den derben, vom Film beeinflussten Grossaufnahme-Effekten der heutigen Biographie, aber bild-

haft und anregend dieses verwunderliche Porträt. Nun schliesst sich, als die erste selbständige Darstellung in deutscher Sprache, die Schrift von Paur an, klar, gegenständlich, unaufdringlich, und gerade darum sehr überzeugend. Wir sind heute, wo sich die Grenzen zwischen Darstellung und kunstgewollter Gestaltung vielfach bedenklich überschneiden, für solche entschiedene Sachlichkeit umso dankbarer.

Ein unerhört bewegter Lebensgang führt aus dem waadtländischen Städtchen über Paris und Ulm nach Preussisch-Eylau, von Spanien an die Beresina, von Bautzen über Dresden und Leipzig nach Paris zurück, schwingt zwischen Petersburg, Paris und Brüssel, erreicht bei Varna noch einmal eine beherrschende Höhe, gelangt in Paris zur Stille. „Ein bizarrer Charakter", so schildert ihn sein Bruder, „wandelbar und mitgerissen in den alltäglichsten Verhältnissen des Lebens, beruhigt und gedankenstark in den bedrohlichsten Augenblicken; nach Ehre geizend, wenn er zur Ruhe verurteilt war, und angewidert vom Ruhm, wenn er im Brennpunkt menschlicher Eitelkeiten sich fand."

Jomini betont es immer wieder, dass er Schweizer ist. Auch die ingrimmige Rechthaberei, mit der er seine Sache verficht, ist schweizerisch; eine eigene Mischung von Vorzug und Schwäche: je weniger die andern von einem wollen, umso höher sich selber werten. Das wächst bei Jomini bis zu groteskem Masse. Vor Dresden, als man seinen Rat verschmähte und einer seine zu wilde Kritik an den getroffenen Massnahmen ihm verwies, rief er: „Was wollt Ihr? wo es um die Ehre dreier Monarchen, um das Schicksal Europas und um meinen militärischen Ruf geht!" — wir dürfen sicher sein, dass das letztere in ganz bitterem Ernste ihm am schwersten wog.

Er ist besessen von seiner Kunst. Das hohe und gefährliche Spiel des Krieges zu meistern, ist ihm alles. Er ist der letzte, grösste, bedenklichste Schweizer Reisläufer. Der Feldzug, als Problem, begeistert ihn; die Schlacht, als Diskussion, reisst ihn mit. Die grosse kriegerische Leistung liegt für ihn im Bezirk des künstlerischen Gestaltens: „Die Operationen Napoleons scheinen sehr viel mehr dem Bereich der Poesie als dem der exakten Wissenschaft anzugehören". Er gehört keiner Partei; er ist mit dem Herzen dort, wo grossartiger geführt wird. Das Menschliche liegt weit ab; wenn es irgendwo, etwa an der Beresina, ihn doch anfällt, ist er selber überrascht. Er ist sehr tief in den Geist, sehr wenig tief in die Seele des kriegerischen Geschehens eingedrungen.

Sein Werk zählt zum Vollendetsten, was über die Theorie des Krieges geschrieben wurde. In der Schärfe des Erfassens, in der Deutlichkeit der Formulierung wird er kaum übertroffen. Weil Jomini aus Leidenschaft schreibt, lässt er die Plattheiten der rein geometrischen Darstellung weit hinter sich. Er konstruiert nicht; er lässt lebendig erwachsen.

Ein Name ist in bedrohlicher Nähe: Clausewitz. Die Versuchung zu Vergleich und Gegenüberstellung ist gross. Und doch darf man die Namen Clausewitz und Jomini nicht in einem Atem nennen. Hier ein Soldat, der als militärischer Schriftsteller beinahe ein Genie ist; dort ein

Genius, dessen Lebensernte unverlierbarer Besitz der ganzen Menschheit ist. Es gedeiht kein Vergleich.

Die schöne, stilklare Schrift von Oberst Paur wird noch zu vielen Gedanken anregen. Und was könnte zu ihrem Lobe Triftigeres gesagt sein?

Edgar Schumacher.

Die Tessiner auf dem russischen Feldzug von 1812

Die Schweizer haben einen fast ebenso grossen Teil ihres geschichtlichen Lebens, wie hinter Pflug und Schraubstock, unter den Fahnen zugebracht — meist unter eigenen Fahnen, aber in fremder Angelegenheit. In unzählige Welthändel sind seit der Renaissance unsere Soldaten mitverflochten. Trotz der vielen hinterlassenen Erinnerungen und deren historiographischen Verarbeitungen ist das Wissen um jene Dinge, soweit es überhaupt besteht, unverdient und undankbar fragmentarisch. Im Zeitraum der Mediation kämpften die vier Schweizer Regimenter, welche wir Frankreich laut Militär-Allianz zu stellen hatten, vor allem in zwei Ländern mit Auszeichnung: in Spanien und Russland. Beide Episoden, wiewohl vielseitig dargestellt, vertragen doch noch manche Aufhellung. Eine solche erhielten wir in diesen Tagen bezüglich des russischen Feldzugs durch Gaetano Beretta. Der Autor, Offizier der eidgenössischen Armee und ehemals Assistent an der Schweizerischen Landesbibliothek, hatte Gelegenheit, Kenntnis zu nehmen von unausgeschöpften Akten des Bundesarchivs. Seine Feststellungen, die sich auf den Anteil seiner engern Heimat an dem erwähnten Ereignis beziehen, erschienen vor Zeiten im Bollettino Storico della Svizzera italiana, sowie im Corriere del Ticino, und jetzt, nach einem Vierteljahrhundert, gesammelt und vervollständigt, in der lesenswerten und hübsch illustrierten Broschüre: „I Ticinesi nella Campagna di Russia" (Istituto editoriale ticinese, Bellinzona 1937). Darin berechnet Beretta die Anzahl der Tessiner, die insgesamt an den napoleonischen Kriegen teilnahmen, auf zirka 650, am Russischen Feldzug insbesondere auf zirka 350 Mann bei total 9000 Schweizern. Beretta hat alle ihre Namen eruiert, als Klang uns grossenteils vertraut, wie Bianchi, Bontà, Conti, Corti, Fumagalli, Jelmini, Nizzola, Riva, Rusca, Zoppi, etc. Diese 350 Mann bildeten keine geschlossene Abteilung, sondern verteilten sich auf alle vier Schweizerregimenter. Die Tessiner erscheinen darin aber doch in einer spezifischen Verwendung, nämlich meist als Voltigeurs, wozu man kleine, gewandte und intelligente Leute brauchte. Das Schicksal der Schweizer Regimenter in Russland ist bekannt. Sie bildeten fast ausschliesslich die neunte Division, die darum zuweilen auch Helvetische Division genannt wurde. Dieselbe kam nicht bis Moskau, indem sie auf dem linken Flügel zum Flankenschutz der zentralen Hauptarmee beordert und zugleich als rückwärtige Aufnahmestellung gedacht war. Die neunte Division erfüllte beide Aufgaben: die erste durch die

heroische Verteidigung von Polotzk im Oktober — die zweite, zur Ermöglichung des Rückzugs der Armee-Trümmer, am 28. November 1812 an der Beresina. Es waren damals grossenteils Schweizer, welche den Brückenschlag und den Uferwechsel durch ihr Massensterben ermöglichten. Zu den Ueberlebenden hatte General Merle gesagt: „Ihr habt gekämpft wie Löwen. Jedem Einzelnen von Euch gehört die Ehrenlegion!" Es bekamen übrigens nur wenige das Kreuz, indem die Macht sich auch vom militärischen Verdienst nicht gerne Rechnung stellen lässt. Gaetano Beretta erzählt mit grosser Eindringlichkeit jene Ruhmestage tessinisch-schweizerischer Kameradschaft. Oberstleutnant Vegezzi hat dazu ein schönes Vorwort geschrieben, das mit dem Wunsche schliesst, jeder alte und junge Tessiner Soldat möchte dies Schriftchen mit aufmerksamem Sinne lesen. Unser eigner Wunsch geht dahin, dass der Kreis der Leser sich möglichst weit über den Gotthard hinausziehe.

Fritz Ernst.

Hinweis auf deutsche Bücher

Gedichtsammlungen, die mehrere Jahrhunderte umfassen, sind von Natur aus konservativ. Denn im Laufe der Zeit sind bestimmte lyrische Werte kanonisiert worden, und jeder Herausgeber bekennt sich zu ihnen. Die Heiligsprechung erfolgte ja nicht einmalig ex cathedra, sondern sie wird gewissermassen immer durch die erneuert, die, den Hort deutscher Lyrik durchleuchtend, die echten Edelsteine selbst wieder entdecken. Auch die „Auswahl deutscher Gedichte", welche von der Deutschen Akademie München (bei R. Oldenbourg, Berlin und München) getroffen wurde, hält sich inhaltlich ziemlich streng an gewohnte und gebilligte Ueberlieferung; sie beginnt mit einigen Dichtern des Mittelalters und geleitet bis zu Dehmel und vorläufig nicht weiter. Und doch hat das Unternehmen einige schöne Vorzüge, die es verdienen, hervorgehoben zu werden.

Ein Gedicht ist ein Einzelwesen; es muss aus seiner Umgebung leicht gelöst werden können. Deswegen hat die Deutsche Akademie keinen dickleibigen Band gebunden, in dem das einzelne Gedicht verschwindet, sondern sie hat einen Dichter oder eine Dichtergruppe (Dichter der Barockzeit, der Freiheitskriege etc.) oder eine Gattung (Volkslieder) in schmalen, hübschen Heftchen vereinigt. (Das Einzelheft hat übrigens trotz der gefälligen Aufmachung den erstaunlich billigen Preis von 40 Pfennigen!) Man kann „seinen" Dichter oder einen andern leicht mit tragen, kann das Bündelchen biegen, wie man will, und hat doch ein grosses Gut bei sich, wörtlich in der Tasche. Jeder Dichter ist nebst seinem Bild mit einer knappsten, sachlichsten Biographie ausgewiesen (wurde geboren, lebte, veröffentlichte, starb). Und jedes Bändchen besitzt eine so kurze, treffende, wohl abgewogene Charakteristik des Dichters und seiner Zeit, dass man füglich sagen darf, diese Geleitworte seien von seltenster Prä-

gung, literarhistorische Abrisse in nuce, wie man sie sich klarer und feiner nicht wünschen darf. Von C. F. Meyer etwa heisst es abschliessend: „Aus Natur und Kultur seiner Heimat, Glanz und Farbe der südlichen Welt, Wille und Gebärde grosser vergangener Zeiten, aus Fernen der Sehnsucht und Schatten der Erinnerung formt er die Gleichnisse seiner Seele. In der Vollendung ihrer Formen sucht er sich selbst zu vollenden." Auch Gottfried Keller ist wie ihm ein Heft eingeräumt. Seine grössere Nähe zum deutschen Kulturverband wird ohne Uebertreibung mit Takt betont und ein überaus sympathisches Bild seiner Ehrlichkeit und Werktreue entworfen.

Für die Hefte „Deutsche Gedichte" der Deutschen Akademie München bleibt in schönster Weise der Goethe-Vers gültig: „Gedichte sind gemalte Fensterscheiben". Sie spiegeln die Seele einer Nation in ihrem edelsten Besitze.

Im Verlag Wilhelm Langewiesche-Brandt ist in der bekannten Reihe der „Bücher der Rose" ein Band erschienen, der „Die Stunde der Bewährung" benannt ist und den warmen Untertitel „Deutsche Lebenszeugnisse aus der Tapferkeit des Herzens und der Freiheit des Geistes" führt. Darin sind Dokumente vereinigt, welche die Hoheit der Seele bedeutender Deutscher beurkunden, wenn sie dem Schlag des Schicksals den einzig möglichen Gegenschlag versetzten, den der Haltung, der Gefasstheit, der Treue zu sich selbst, zum Werk, zur Nation. Luthers „Hier stehe ich, ich kann nicht anders", das gleich an zweiter Stelle, hinter Götz, ertönt, könnte Motto der ganzen Sammlung sein, die von der Reformation bis in die unmittelbarste Gegenwart reicht. Es ist klar, dass alle Zeugnisse, seien es Briefe oder Autobiographien oder Reportage, oder seien sie Berichten aus zweiter Hand entnommen, eine Heroisierung jeder Gestalt bewirken, denn immer sind die Augenblicke der Untergangsgefahr beschworen, die Phasen des Lebens, wo der harte Zugriff einer äusseren Gewalt finstere Bedrohung ist. Man könnte sich eine derartige Anthologie vielseitiger und brillanter denken, wenn die Stunde der Bewährung auch eine gefahrvolle Lichtstunde sein dürfte, in der ein Charakter, eine geistig-seelische Existenz in der Ueberflut hold lockenden Scheines ertrinken, sich vergessen und aufgeben, „sich verliegen" möchte, die ritterliche Pflicht zu Kampf und Widerstand in eitlem Glück vergehen könnte. Sich bewähren gegen den Ueberfall des Glücks: auch das schaffte ein Heldentum, dem wir uns beugen würden.

„Das deutsche Schicksalsbuch", mit dem wir uns zu befassen haben, zitiert nun also die Männer des Geistes und der Tat, deren Bewährungsstunde fast immer die zwischen Leben und Tod ist. So darf der Gesamteindruck vom Denken und Handeln dieser Tapferen mit einem einzigen schlichten Wort benannt werden: ergreifend. Und dies vor allem deswegen, weil der Herausgeber, Ernst Ludwig Werther, nicht Literatur gegeben hat, sondern stets das unmittelbare Leben, das ist die Schicksalsnähe in ihrer ursprünglichsten Kraft. Und ferner hat Werther vorzugsweise nach den Zeugnissen gegriffen, die das Einzelerlebnis in den Kampf

einer Gesamtheit hinaufsteigern. Das gilt vielleicht nur für Beethovens immer wieder erschütterndes „Heiligenstädter Testament" nicht, das Hofmannsthal sogar in das „Deutsche Lesebuch" aufgenommen hatte, — wohl aber für alle andern Soldaten des Lebens, die dieses Buch zitiert, denn irgendwie kämpfen sie in Reih und Glied, nicht um die Erhaltung bloss ihres eigenen Daseins, sondern als Schützer und Träger eines Ueberindividuellen. Vielleicht sind deswegen die Frauen so spärlich in der Sammlung vertreten, weil ihr Schicksal sie weniger an die Front weist, wo die Heere sich treffen. Immerhin dürfte die kluge Liselotte nicht fehlen, deren Leben in Versailles eine einzige Prüfung war, die sie tapfer bestand. Ausserdem wären ihre Briefe überzeugender als z. B. die der Königin Luise, welche mit Katharina von Schwarzburg und einer etwas ruhmredigen Schwester des Weltkriegs für die Frauen spricht.

Die Tapferkeit des Herzens ist am deutlichsten bei den einfachen Männern der Tat, den Erfindern, Pionieren, Forschern, Offizieren, den „Namenlosen" des Weltkrieges, jenen singenden jungen Stürmern von Langemarck. Der heldische Gedanke des neuen Deutschland findet hier eine glaubhafte Begründung, und dies aus der einzigen Ursache, weil die elementaren Ausdrücke sich stoisch bewährender Männer, ihr gerades aus und zum Herzen Sprechen das Empfinden des Lesers berührt und rührt. Die harten, glanzlosen aber klaren Sätze Hindenburgs in seinem Aufruf an die zusammenbrechende Armee (12. November 1918) wehren der Verzweiflung des Geschlagenseins. Der Abschiedsbrief des zum Tode verurteilten Verlegers Palm an die Seinigen ist eine einzige männliche Träne. Und die parallelen Schriftstücke eines parallelen Schicksals, die letzten Zeilen Albert Leo Schlageters, führen geradliniger zur opferbereiten Gestalt, der wir die Ehrung nicht versagen, als alle Mythisierung eines so unkompliziert braven Kämpfers. Am Eingang des Buches leuchtet das Fichte-Wort: „Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, die Kraft des Gemütes ist es, die die Siege erkämpft." Darum scheinen die Erlebnisse Richthofens hier nicht so sehr am Platze, weil dieser furchtlose Mann das Schicksal nicht liebte, sondern mit ihm spielte, — weil er nicht die Bewährung erwartete, sondern das gefährliche Abenteuer suchte, in welchem der physische Mut Wildes leistet.

Herrlich und die Freiheit des Geistes kündend sind die Sätze aus Jakob Grimms Verwahrungsschrift gegen seine Entlassung, die Folge des Protestes gegen den Verfassungsbruch in Hannover. Dieses Dokument überstrahlt den ganzen Band, gibt ihm die Weihe, nicht bloss wegen des mannhaften Bekenntnisses eines Verfolgten zu seiner Wahrheit, sondern weil ein Grundsatz aller aufrechten Gesinnung darin formuliert ist. Was könnte es uns heute nach genau hundert Jahren tief erregen, dass ein König mit den Professoren seiner Universität um eine juristische Frage streitet, hätte nicht einer der Gemassregelten die Unerschütterlichkeit einer Ueberzeugung zum wahrhaften Vorbild für die irgendwann Standhaften in glühender deutscher Sprache geäussert! So steht es in Jakob Grimms Manifest (die Sperrung ist aus dem besproche-

nen Buch übernommen): „Es gibt noch Männer, die auch der Gewalt gegenüber ein Gewissen haben."

„Die Stunde der Bewährung" ist ein nachdenkliches, mutiges und, man möchte gerne sagen, frommes Gedächtnisbuch, ein Heldendenkmal, das Ehrfurcht weckt.

Carl Helbling.

Karl Nefs „Aufsätze"

Karl Nef: Aufsätze, herausgegeben von der Schweizerischen Musikforschenden Gesellschaft, Basel 1936, Buchdruckerei zum Basler Berichthaus A. G.

Die Schweizerische musikforschende Gesellschaft hat in pietätvoller Weise eine ausgewählte Reihe von Aufsätzen ihres Gründers und langjährigen Leiters, Karl Nef, herausgegeben. Es befinden sich darunter einige gewichtige Proben der kritischen Tätigkeit Nefs, die ihre Bedeutung über den Tag ihrer Entstehung hinaus behalten haben und geradezu als Musterbeispiele einer ebenso gewissenhaften, wie im besten Sinne belehrenden Konzert- und Opernberichterstattung gewertet werden dürfen. So treffen wir hier z. B. auf die wertvolle Besprechung der ersten „originalgetreuen" Aufführung der Matthäus-Passion, die für Suter eine künstlerische Pflicht, für den Musikhistoriker Nef aber gleichzeitig die Erfüllung eines lange gehegten und mit den Mitteln seiner Wissenschaft oft begründeten Wunsches bedeutete.

Geistiger Mittelpunkt aller dieser Aufsätze ist naturgemäss immer die Musik — und zwar, was für die Vertreter der Musikwissenschaft auch heute noch nicht immer zu den Selbstverständlichkeiten gehört, die lebendige Musik, nicht lediglich ihre historischen Dokumente. Auch hier spricht ein durchaus gegenwartsnaher Mensch zu uns, der an seinem Orte nach Kräften praktisch an der Lösung musikalischer Zeitfragen mithelfen will, so kritisch er sich gelegentlich zu den aktuellen Problemstellungen verhält, die ihm, der um ihre historischen Voraussetzungen wusste, zweifellos oft mehr verhängnis- als verheissungsvoll erscheinen mussten. Gleichwohl — das nachstehende Zitat stammt aus dem bedeutendsten Aufsatze der Sammlung „die Musik im Geisteshaushalt" — findet er es, „mag nun die moderne Musik beschaffen sein wie sie will, ein Armutszeugnis für unser Publikum, dass es vor Novitäten die Flucht ergreift. Wer wirkliches Kunstinteresse hat, der gibt sich Mühe, zu prüfen, zu forschen, was die Künstler wollen und was etwa an ihren Werken Gutes sein kann. Die blinde Ablehnung ist im Grunde wieder nichts als Trägheit." So darf man ihm bestätigen, was er von seinem verehrten Lehrer Kretzschmar bezeugte — der schöne Nachruf Nefs auf den Berliner Gelehrten findet sich ebenfalls in dem vorliegenden Bande — dass er seine Arbeit „nur als notwendige Ergänzung zum Musizieren" betrachtet hat, stets bemüht, dem „Hauptzwecke der Musikwissenschaft" gerecht zu

werden, „für die Kunst da zu sein". Die historisierende Tendenz im 19. Jahrhundert, die unserem Musikleben die umfassenden Programme brachte, ist ihm Anlass zu der Feststellung, dass diese Universalität auch für alles Neue zu gelten habe, „denn der Lebende hat schliesslich doch immer das erste Recht."

Die Musik, um die Nef sich müht, ist nicht nur jene, die man gemeinhin die „ernsthafte" nennt, sondern überhaupt die Musik in allen ihren Erscheinungsweisen. So steht neben Arbeiten über Beethoven (und seine Beziehungen zur Politik), Mozart und Schubert, eine kleine Studie über unser heimisches Alphorn, oder eine grössere über die Anfänge des Appenzeller Landgesangs, von dem bekanntlich der hauptsächlichste Anstoss zur Bildung eines nationalen schweizerischen Chorgesangwesens ausgegangen ist. Daneben finden wir aber auch Bemerkungen über die moderne Unterhaltungsmusik, deren Zukunft Nef zwar nicht eben rosig vorkommt, wenn sie einmal „vom heutigen Standpunkte der Neger bis zu dem der Kannibalen wird fortgeschritten sein". Reiseberichte aus dem Berlin der ersten Kriegsjahre, getragen von mitfühlendem Verständnisse für das Ausserordentliche der Situation, oder aus Cremona, dem Geburtsorte der berühmtesten Geigenbauer Italiens, legen Zeugnis ab von der fein ausgebildeten Beobachtungsgabe, über die Nef verfügte.

Der Kreis der Themata, die in diesen Aufsätzen behandelt werden, ist mit diesen wenigen Angaben noch nicht abgeschritten; ihn zu schliessen möge dem Leser überlassen bleiben, dem ein wirklicher Gewinn versprochen werden darf. Welches auch der Gegenstand sei, mit dem Nef sich beschäftigt, stets spürt man an der Art der Darstellung die Persönlichkeit eines Mannes, der sich mit warmer Aufmerksamkeit in das vertieft, was einmal sein Interesse wachgerufen hat, und der es nicht eher verlässt, als bis er ihm Wesentliches ablauschen konnte. Getreuester Ausdruck seiner im eigentlichsten Sinne sachlichen Einstellung ist seine Handhabung der Sprache. Sein Stil besticht nicht durch schwungvolle Sätze; aber er fesselt, fast unbemerkt, umso mehr durch seine schmucklose Offenheit, seine schlichte Gradheit. Gelegentlich — vor allem in den fein pointierten „Bunten Gedanken über Papageno" — bricht der überall leise mitschwingende Humor eines „Wissenden" vernehmlicher durch, der vielleicht die Quelle der ebenso unaufdringlichen wie eigentümlichen Anziehungskraft bildet, die von diesem Buche ausgeht.

Erhart Ermatinger.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier
Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8
Tel. 45.855
Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil